

Kreative Seminare – universitäres Lehren und Lernen aus der Sicht der Studierenden

Wie wollen Studierende lernen, und was wünschen sie sich von denen, die sie unterrichten? Dieser Frage gingen Tanja Gabriele Baudson und 19 Studierende im letzten Sommersemester im Seminar "Creativity" nach. Die hier vorgestellten Ergebnisse basieren auf einer im Seminar selbst angewandten Kreativitätstechnik. Abschließend soll ein Seminarkonzept präsentiert werden, das einige der hier genannten Aspekte integriert – und das gerne in die Praxis übernommen werden darf!

1. Kreativität und Kreativitätstechniken: Wie funktioniert das?

Angelehnt an das bekannte Modell von Graham Wallas (1923) gliedert sich der kreative Prozess in verschiedene Phasen: (1) die Sammlung von Informationen, die an dieser Stelle noch nicht notwendigerweise auf das Thema fokussiert sein müssen; (2) die Inkubation, wo man zwar augenscheinlich nicht viel tut, wo sich aber um so mehr in einem tut; (3) die Inspiration, das Aha-Moment, in dem einem die plötzliche Einsicht kommt; (4) die Evaluation, in der überprüft wird, ob die Idee tatsächlich etwas taugt, und (5) die praktische Umsetzung. Gerade letzteres ist wichtig, denn allzu oft beschränkt sich der kreative Prozess auf das Sammeln ("Lasst uns ein Brainstorming machen!"), während die Realisation doch oft zu kurz kommt.

Die Grundidee der meisten Kreativitätstechniken ist recht schlicht: Ideengenerierung und -bewertung müssen getrennt werden, um ungewöhnliche Gedanken nicht bereits im Keim zu ersticken. In größeren Diskussionsrunden kommt es vor, dass sich nicht alle Teilnehmenden in gleicher Weise einbringen können und/oder wollen, sei es aufgrund von Schüchternheit oder auch von Verantwortungsdiffusion. Das so genannte "Brainwriting", eine Art schriftliches Brainstorming, bietet den Vorteil, dass jeder zunächst einmal für sich Ideen generiert, diese aufschreibt und die Ideen dann später im Plenum zusammen getragen und bewertet werden.

2. Anwendung im Seminar: Praktische Durchführung

Zur Unterstützung der Ideengenerierung wurden drei Leitfragen gestellt: Was findet Ihr gut an der universitären Lehre, was findet Ihr schlecht, und wie sollte es sein? Kreativität braucht auch Struktur; Ideen in den leeren Raum hinein zu generieren ist in der Regel nicht ganz einfach. Jede Idee wurde auf einen Klebezettel notiert; die Studierenden stellten ihre Gedanken nacheinander den Kommilitoninnen und Kommilitonen vor und versuchten gleichzeitig, diese zusammen mit den bisher geäußerten Ideen an der Tafel in eine sinnvolle Struktur zu bringen. Diese orientierte sich zunächst noch an den drei Fragen; schnell stellte sich jedoch heraus, dass die Inhalte sehr starke Überschneidungsbereiche aufwiesen. In der anschließenden Kaffeepause wurde diese Struktur noch intensiv diskutiert und modifiziert.

3. Ergebnisse: Was wünschen sich Studierende?

Die 19 Teilnehmer produzierten insgesamt 106 Ideen – dass es dabei einige Überschneidungen gab, liegt wohl in der Natur der Sache, der thematischen Breite und

Originalität tat das jedoch keinen Abbruch. Diese Ideen lassen sich in verschiedene Cluster einteilen:

Mitmachen! Reine Rezeption reicht nicht – die Studierenden wollen mitreden! Und das am besten schon in der Planungsphase eines Seminars: Die Lehrenden könnten vorab erfragen, was die Studierenden interessiert, was sie lernen wollen und worauf sie ihren Fokus bei Referaten oder Hausarbeiten legen möchten – kurzum, die Studierenden wollen ein Thema nicht einfach nur vorgesetzt bekommen, sondern es eigenständig explorieren. Brainstormings zu Beginn einer Einheit – was bringen die Studierenden an Vorwissen überhaupt mit? – wurden ebenfalls positiv bewertet. Die "klassischen" Strukturen – Dozent wählt Literatur aus, verteilt diese in der ersten Sitzung, über den Rest des Semesters erfolgt jede Woche ein anderthalbstündiges Referat, alternativ: Dozent redet die ganze Zeit – kommt nicht gut weg. Stattdessen wünschen sich die Studierenden kürzere Präsentationen mit mehr Zeit und Raum für Diskussionen – gerne auch mit didaktischen Hinweisen vorab seitens der Lehrenden, wie man selbst Fragen so stellen kann, dass die Diskussion angeregt wird. Pseudointeraktivität, beispielsweise, wenn Dozierende selbst die Antwort auf ohnehin nur rhetorisch gemeinte Fragen geben, wird in diesem Zusammenhang eher negativ gesehen.

Lebensweltlicher Bezug. In Seminaren und Vorlesungen wird oft nicht deutlich, wofür das, was man lernt, eigentlich gut ist. Häufig genannt wurde der Wunsch, Alltagsbeispiele für Theorien zu nennen – und wenn diese aus dem echten Leben kommen, ist das noch einmal besser als künstlich konstruierte Fälle. Darüber hinaus wünschen sich die Studierenden, dass Seminaraktivitäten auch etwas bringen und nicht rein zum Selbstzweck durchgeführt werden – sie möchten Dinge tun, die etwas bewirken. Auch der Wunsch nach praktischen Tipps fürs Studium (und generell ein stärkerer Bezug zu den Problemen, mit denen Studierende konfrontiert sind) wurde geäußert – gerade in der Psychologie und der Pädagogik sind viele Themenbereiche denkbar, wo sich Theorie und Anwendung im Studium verbinden ließen.

Bewertungsrichtlinien. Das Lernen an der Universität verkommt nach Ansicht der Studierenden mehr und mehr zu einem Pauk-Marathon; das Verstehen der Inhalte kommt dabei oft zu kurz. Viele Studierende fühlen sich auf die Klausuren nicht gut vorbereitet; sie schlagen vor, Klausurinhalte besser in den Seminar- und Vorlesungskontext zu integrieren und so die Anforderungen transparenter zu machen. Dabei sollten die Dozierenden auch nicht vergessen, dass die Studierenden auch Menschen mit Emotionen sind, die Prüfungsangst als aversiv erleben. Entsprechend sind Bemühungen seitens der Lehrenden, diese Angst durch gezielte Vorbereitung und einfühlsames, beruhigendes Verhalten zu reduzieren, sehr willkommen. Wenn es denn überhaupt das klassische Format sein muss: Neben kürzeren, dafür häufigeren Kurzüberprüfungen wurde vor allem eine "produktorientiertere" Bewertung erwähnt – was sich auch nicht in Hausarbeiten erschöpfen muss. Generell klingt immer wieder der Wunsch durch, nicht für die Überprüfung zu lernen, sondern seine Ressourcen für etwas Sinnvolles einzusetzen, was dann bewertet wird. Vielleicht reicht dann auch eine weniger komplexe Bewertung und somit Rückmeldung, als sie im aktuellen System vorgesehen ist (etwa Bestehen/Durchgefallen). Wichtiger als eine Note wäre ein Feedback, das es einem ermöglicht, sich zu verbessern – auch unter lern- und motivationstheoretischen Gesichtspunkten ein sinnvoller Ansatz.

Seminarklima. Die Atmosphäre spielt eine nicht zu vernachlässigende Rolle. Die meisten Seminarräume sind nicht unbedingt die schönsten; im Sommer bietet sich als Alternative an, mal nach draußen zu gehen. Das zwischenmenschliche Klima ist nicht weniger wichtig – aber solange Seminare mit "nur" 30 Teilnehmern noch als überschaubar gelten, braucht es auch Zeit, um sich kennenzulernen. Beispielsweise in den Pausen – gerade bei Blockseminaren

sind diese unabdingbar, um die Konzentration und Motivation aufrechtzuerhalten. Wenn es dann noch Kaffee und Kekse gibt, um so besser.

Didaktische, Präsentations- und Medienkompetenz der Dozenten. Es gibt eine Vielfalt an Medien und zahlreiche Möglichkeiten, Inhalte sinnvoll zu präsentieren; und doch trägt die Realität meistens dann doch die Endung “.ppt”. Diese Vielfalt – Filme, Mindmaps, Diskussionen, E-Learning, gemeinsame Lektüre, Fragen, Arbeiten mit konkreten Objekten wie Modellen des Gehirns, möglicherweise sogar Spiele – sollte sich auch in universitären Lehrveranstaltungen wiederfinden; das meinen zumindest die Studierenden. Solche besonderen gemeinsamen Erlebnisse tragen überdies dazu bei, den Lernstoff nachhaltig zu verankern. Vermutlich ist vielen Lehrenden gar nicht klar, was für Möglichkeiten es gibt – die meisten haben sich ihre didaktischen Fähigkeiten mehr oder weniger durch Versuch und Irrtum im Selbststudium erkämpft ... und sicherlich lässt sich dies bei den meisten auch durchaus ausbauen. Schauspielerische Fähigkeiten, insbesondere auch stimmliche und rhetorische Kompetenzen wurden von den Studierenden als wünschenswerte Fähigkeiten genannt, ebenso Flexibilität in der Darbietung der Lernstoffe. Gelehrt werden sollte so, wie es aus der Lehr- und Lernforschung bekannt ist: mit explizit formulierten Lernzielen, die es dem Lernenden erlauben zu erkennen, worauf das Ganze hinauslaufen soll, und anknüpfend an bereits Bekanntes. Statt sich von einer Lawine an frontal präsentierten Informationen überrollen zu lassen, wollen die Studierenden auch hier mitmachen. Struktur ja – aber nicht in einem Maß, das jede Individualität und Flexibilität im Keim erstickt. Denken braucht Platz.

Persönlichkeitsmerkmale und Sozialkompetenzen der Dozenten. Neben den fachlichen und didaktischen Kompetenzen tragen auch persönliche Eigenschaften der Lehrenden zu einem guten Klima und besserem Lernen bei. Dozenten sollten offen für Neues wie beispielsweise alternative Forschungsmethoden sein (da diese Eigenschaft stark mit Intelligenz zusammenhängt, dürfte das ja kein Problem darstellen ;-)). Dies betrifft auch die Offenheit für persönliche Kontakte zu den Studierenden. Ein Dozent soll kein “Geist im Elfenbeinturm” sein, sondern ein Mensch, der Freude an dem hat, was er tut, und die Leidenschaft für sein Gebiet mit den Studierenden teilt. Eine respektvolle, freundliche Grundhaltung (Lächeln!) wurde ebenfalls genannt; als Dozent ist man auch Vorbild für den Umgang miteinander und trägt somit nicht nur direkt, sondern auch indirekt zu einem guten Klima bei. Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit wurden ebenfalls als wünschenswerte Eigenschaften genannt. Sich von den Studierenden duzen zu lassen und sie auf Facebook zu adden ist vielleicht nicht jedermanns Sache; aber auch andere Arten der Begegnung im informelleren Rahmen wie der Verzehr der Pizzaservice-Delikatessen auf der Wiese oder ein gemeinsames Bier nach dem Seminar tragen definitiv dazu bei, die Kluft zwischen Studierenden und Dozierenden zu überbrücken. Trauen Sie sich ruhig mal raus aus dem Elfenbeinturm!

Blick über den Tellerrand. Universität soll nicht nur der Etymologie nach von Vielfalt zeugen. Idealerweise zeigen auch die Dozierenden mehr als nur eine Perspektive auf: Sie sind in der Lage, über Disziplinengrenzen hinaus zu denken, Wissen zu vernetzen und zu kontextualisieren (hier wurde insbesondere der historische Zusammenhang genannt) und Praxisbezüge herzustellen (etwa in Form von Exkursionen). Eine weitere häufig genannte Schnittstelle zwischen Uni und Praxis bezieht sich auf die Vermittlung von Praktika und Jobs. Hier wird eine stärkere Vernetzung mit Unternehmen gewünscht. Im Rahmen von Seminaren könnten Unternehmensvertreterinnen und -vertreter, aber auch andere externe Experten überdies einen Einblick in die berufliche Praxis geben, sodass deutlicher wird, wozu all das, was man im Studium so lernt, überhaupt gut ist.

4. Praktische Umsetzung: Eine exemplarische Konzeption

Ein Seminarkonzept, das einige der genannten Ideen integriert, habe ich im Rahmen zweier Lehrveranstaltungen erprobt; die Idee fand überdies Anklang bei Kollegen in Köln und Lüneburg, wo sie in diesem Semester angewandt wird. Das Konzept darf gerne kopiert werden – ich freue mich über Erfahrungsberichte!

In der ersten Veranstaltung ging es zunächst um die Themenvergabe zwecks Planung des späteren Blockseminars. Ich hatte zu diesem Zweck ein breites Spektrum von etwa 40–50 möglichen Themen zusammengestellt mit der Anmerkung, dass auch weitere, eigene Ideen rund ums Thema Kreativität willkommen seien. Wichtig war mir, dass sich die Studierenden intrinsisch motiviert mit “ihrem” Thema auseinandersetzen sollten und den Mitstudierenden ihre Ideen in der Hauptveranstaltung – einem Wochenend-Blockseminar – vorstellen sollten. Das Seminar selbst fand übrigens komplett in englischer Sprache statt, um den Studierenden diese gerade in der Psychologie so wichtige Sprache auf informelle Weise näherzubringen. Perfekte Sprachkenntnisse waren explizit keine Voraussetzung, wichtig war die grundsätzliche Bereitschaft, sich auf eine fremde Sprache einzulassen.

Die Blockseminarstruktur erlaubt eine sehr intensive und konzentrierte Zusammenarbeit an einem Themenkomplex über mehrere Tage hinweg. Eine Schwierigkeit ist jedoch, die kontinuierliche Arbeit am Thema über das Semester hinweg zu gewährleisten und den Kontakt der Studierenden zum Dozenten und untereinander nicht abreißen zu lassen. Zu diesem Zweck wurde ein Blog als gemeinsames “kreatives Produkt” ins Leben gerufen, sodass die Studierenden in einer Art “Lerntagebuch” ihre Auseinandersetzungen mit dem Thema Kreativität dokumentieren und fremde Beiträge kommentieren konnten. Obligatorisch war im Sommersemester ein eigener Eintrag von maximal 200 Wörtern alle zwei Wochen sowie die Lektüre und Diskussion der Artikel der Kommilitonen, um so in einen Dialog zu treten und eventuell ähnliche Gebiete voneinander abzugrenzen. Die Beschränkungen auf nicht allzu häufige, kurze Einträge hatte sich aufgrund der Erfahrungen im vorangegangenen Semester als sinnvoll erwiesen, um es den Studierenden zu ermöglichen, neue Einträge verfolgen und kommentieren zu können – bei 19 Studierenden und einer Dozentin kommt schon einiges zusammen! Das Blog stand unter drei Leitfragen: (1) Was hast Du Neues über Dein Thema gelernt? (2) Wo hast Du Kreativität beobachten können?, und (3) Bei welcher Gelegenheit warst Du selbst kreativ? Die Blogs der beiden Seminare können unter <http://creativity1011.wordpress.com> (Wintersemester) und <http://creativesummer2011.wordpress.com> (Sommersemester) eingesehen werden. Bei der Themenwahl und -erarbeitung konnten die Studierenden mich jederzeit kontaktieren, ein Angebot, von dem manche intensiv Gebrauch machten, während andere komplett alleine arbeiteten – ein Zusammenhang zur Qualität der Ergebnisse war jedoch nicht erkennbar ;-)

Die thematische Breite der Blockveranstaltung war – wie beim Thema "Kreativität" kaum anders zu erwarten – recht groß, und manche Themen änderten sich bis zur Blockveranstaltung sogar mehrere Male. Das war aber auch gar nicht schlimm: Ziel war es schließlich, dass jeder der Studierenden ein Teilgebiet finden sollte, das ihn bzw. sie interessiert und begeistert. Ich stellte diese dann in einer sinnvollen Reihenfolge zusammen (die dann aber auch noch das eine oder andere Mal flexibel angepasst wurde ...); Themen, die keine Interessenten gefunden hatten, von mir aber als wichtig erachtet wurden, stellte ich selbst vor. Die Ergebnisse der Recherche wurden dann als 10- bis 15-minütige Impulsreferate oder als praktische, teilweise äußerst kreative Übungen im Seminar präsentiert und zur Diskussion gestellt; in dieser Kürze, damit die Studierenden lernen, eine Auswahl zu treffen aus der Vielfalt an Wissen, das sie sich im Laufe des Semesters angeeignet hatten. Nach

jeweils zwei bis vier Präsentationen gab es dann fünfzehn Minuten Kaffeepause – ansonsten wären zwei Tage in Folge auch wirklich hart gewesen ... (Ein paar Euro in kleine Annehmlichkeiten wie Kaffee, Tee und ein paar Süßigkeiten zu investieren ist, am Rande bemerkt, mehr als sinnvoll, da sich dies nicht nur auf die Wachheit der Studierenden und der Dozenten, sondern auch auf die Gesamtstimmung positiv auswirkt. Wer will, kann die Kosten sogar steuerlich absetzen.) So gelang es, eine große thematische Breite in doch relativ kurzer Zeit abzudecken – und das bei konstant hohem Interesse und Engagement.

5. Zusammenfassung und Ausblick

Natürlich ist ein solches Seminar nicht repräsentativ: Die englische Sprache mag trotz aller Bemühungen eine gewisse “Positivselektion” zur Folge gehabt haben, und das Thema Kreativität spricht wohl auch eher kreative Köpfe an. Aber mir geht es nicht darum, eine repräsentative empirische Studie vorzustellen, sondern darum, Denkanstöße zu geben. Vielleicht kann ein solches Konzept auch andere Lehrende dazu anzuregen, den Versuch “Entdeckendes Lernen” als Alternative zur 90-Minuten-Präsentation einfach mal zu wagen. Ich war mehr als überrascht zu sehen, dass die Studierenden tatsächlich eigenständig auf die Kernfragen eines Fachgebiets stoßen, teilweise sogar vorhandene Theorien selbstständig neu entdecken und sogar Lücken in der Forschungslandschaft identifizieren. Und ich finde, so sollte es sein. Wir haben es an der Universität mit intelligenten jungen Menschen zu tun, die wir doch dahin gehend bilden möchten, dass sie Dinge verändern wollen und sich mit Leidenschaft für etwas einsetzen. Dozierende sind auch Vorbilder – und Neugier und Leidenschaft, das haben die Studierenden deutlich erkannt, sind da ganz zentrale Eigenschaften. Natürlich ist Vorwissen wichtig – das will auch niemand in Abrede stellen; es muss jedoch nicht notwendigerweise im Frontalunterricht vermittelt werden. Eine Seminarkonzeption wie die hier vorgestellte mag zwar zunächst etwas mehr Aufwand sein. Aber auch den Lehrenden macht ein Seminar deutlich mehr Spaß, wenn sie merken, dass die Studierenden ein selbst gewähltes Thema mit echter Begeisterung bearbeiten. Studierende haben ja grundsätzlich gar nichts dagegen zu lernen, sondern sind im Gegenteil mit Freude und Engagement dabei – wenn es uns den Dozenten gelingt, ihnen anregende Lernbedingungen zu bieten, die ihre Intelligenz und Kreativität herausfordern.

Dr. Tanja Gabriele Baudson
FB I Psychologie
Hochbegabtenforschung und -förderung
baudson@uni-trier.de

Danke an (in alphabetischer Reihenfolge): Lea Arlt, Marion Brickwedde, Elena Burgard, Kerstin Diel, Simone Ebner, Pınar Erçelik, Brianna Godfrey, Jana Hilgers, Valentin Langholf, Miriam Liesenfeld, Luis Meier, Amie Meyer, Janna Otten, Luisa Recker, Alexandra Spinner, Sam Strozso, Beyza Tepe, Stefanie Weil und Julia Wiederstein